

Peter
Handke
Aber ich
lebe nur
von den
Zwischen-
räumen

Ein Gespräch, geführt
von Herbert Gamper

suhrkamp taschenbuch 1717

Peter Handke erzählt Herbert Gamper während vier Tagen, jeweils einige Stunden lang, vom Glück und von den Schwierigkeiten des Schreibens, von der Entstehung einiger seiner Bücher, von seinem Leben als Schriftsteller; er antwortet auf Fragen und kritische Einwände des Gegenübers. Gegenstand der Gespräche sind überwiegend die Werke seit der 1979 erschienenen *Langsamen Heimkehr*, die, anders als die Arbeiten aus der zweiten Hälfte der sechziger Jahre, kontroverse Reaktionen auslösten. Für jeden Leser, der an einem Verständnis des Werks von Peter Handke interessiert ist, vermitteln die Gespräche Hinweise, wie diese Bücher – Satz für Satz – gelesen werden können. Sie stellen Antworten bereit auf die Frage, in welchem Zusammenhang *Langsame Heimkehr* oder *Die Lehre der Sainte Victoire* stehen, welche Funktion der Schlußmonolog der Nora in *Über die Dörfer* hat. Andere Themen: Was heißt Verstehen und was wäre ein entsprechendes Lesen? Wie kann die Leseerfahrung sich ausweiten im Leben dessen auch, der nicht produktiven Gebrauch als Schriftsteller davon macht?

Peter Handke
Aber ich lebe nur von den
Zwischenräumen

Ein Gespräch, geführt
von Herbert Gamper

Suhrkamp

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1990

suhrkamp taschenbuch 1717

© 1987 by Ammann Verlag AG, Zürich

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung der

Ammann Verlag AG, Zürich

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-38217-2

EINLEITUNG

Es war Egon Ammann, der Verleger, der im Frühjahr 1985 die Anregung gab zu diesem Buch: zu einem Buch dieser Art, einem Gespräch. Mir kam sie gelegen, gesetzt, der Partner sei Peter Handke. Aus seinen frühen Büchern, ein paar Begegnungen auch, hatte ich viel gelernt: nicht dieses und jenes, sondern größere Empfindlichkeit gegen vermeintlich Selbstverständliches; ich war ermutigt worden, gegen modische Denkweisen meinem Gefühl und meiner Erfahrung mehr zu vertrauen. Seiner weitem Entwicklung jedoch, ab der *Angst des Tormanns beim Elfmeter* und vollends dem *Kurzen Brief zum langen Abschied*, mochte ich nicht mehr folgen; ich konservierte das Bild, das ich mir von ihm gemacht hatte: darauf fixiert, verlor ich ihn, der andere Wege ging, aus dem Blick. Eigene Erfahrung: des Lebens – besonders diejenige der Ohnmacht des Denkens und der Erkenntnis gegenüber den fatalen gesellschaftlichen Sachverhalten – und des Lesens – hier war es die Welt des späteren Hofmannsthal, die sich mir auftat –, war die Voraussetzung, daß ich dann vom Dramatischen Gedicht mich angesprochen fühlte, auf das ich neugierig war, weil mir unter Handkes Arbeiten aus der frühen Zeit diejenigen fürs Theater als die bedeutendsten vorgekommen waren. Um die Jahreswende 1983/84 las ich, der Saalach, dem Grenzflüßchen zwischen Bayern und Österreich, entlang gehend, den Mönchsberg vor Augen, in den *Phantasien der Wiederholung*. Da fand ich manches ausgesprochen, was mir selber damals, im Anschluß auch an die Bekanntschaft mit Hofmannsthal, durch den Kopf ging; dem Wunsch, den Verfasser anzurufen, mochte ich nur deshalb nicht

nachgeben, weil ich die Prosa, die hinführt zum *Dramatischen Gedicht*, entweder gar nicht gelesen oder nur verständnislos ›angelesen‹ hatte.

Die Anregung des Verlegers war der willkommene äußere Anlaß, daß ich Handkes gesamtes Werk wieder las oder, im Fall der späten Prosa und der meisten Notizen, überhaupt jetzt erst oder erstmals gründlich las, das heißt, »studierte« (S. 172), mit Einbezug der Schriften über das Werk. Starke Vorbehalte blieben bestehen und konkretisierten sich; in den nachfolgenden Gesprächen kommen sie überdeutlich zur Geltung. Besser gerüstet, glaubte ich, nachdem schon anderes wieder vordringlich wurde, das Wagnis eingehen zu können, wissend: spätestens jetzt, oder nie mehr. Ob im Sinn des äußeren Anlasses etwas heraussehen würde, das sollte als zweitrangig offen bleiben.

Ende Dezember 1985 schrieb ich Peter Handke, indem ich ihm schilderte, wie es zu dem Projekt gekommen war, verschwieg ihm nicht meine Scheu davor und hielt es für wenig wahrscheinlich, daß nicht die seine noch größer wäre. Die Antwort war über Erwarten günstig, wenn auch nicht ohne Vorbehalt: »Ihr Brief, abgesehen vom Vorschlag darin, war für mich erfreulich (und ist es). (...) Das Gespräch wäre mir schon recht; nur arbeite ich jetzt, und es wird wohl noch länger dauern. Wie denken Sie von zwei Tagen im Frühsommer?« – Keine zwei Monate später schon war es soweit; datiert vom 1. März 1986, kam die lakonische Nachricht: »Nun bin ich durch, und es wäre mir recht, könnten wir uns Mitte April hier für ein paar Nachmittage treffen (...).« Am 14. März, nachdem ich mich damit einverstanden erklärt hatte, schrieb er: »Ja, jetzt sind wir beide in der Falle und werden es uns dort schön zu ma-

chen versuchen. Ich schlage Ihnen vor: zwei oder drei Tage zwischen dem 9. und dem 13.4. So rufen Sie mich am besten an; ich gehe jetzt wieder treppab zum Telefon.« So hat, nach über zwei Jahren, der Anruf doch noch stattgefunden, und aus den zwei oder drei Tagen wurden vier, es waren für mich fast unwirklich schöne Tage – »unwirklich« gemessen an der gewöhnlichen Unwirklichkeit, die sich als Wirklichkeit aufdrängt –, durch die Aufmerksamkeit Peter Handkes, im Bann seiner bei aller »Nachgiebigkeit« (S. 224) und Milde entschieden festen, aus Konzentration nach außen wirkenden Kraft; durch die Gunst, nicht zuletzt, des »Lokals« (S. 202), im engen und weiteren Sinn.

Die Voraussetzungen, wie sie aus der Vorgeschichte ersichtlich sind, wirkten naturgemäß auf Ton und Verlauf des Gesprächs sich aus, zunächst, was meinen Anteil daran betrifft. Es hat zwar nicht die Ungezwungenheit einer persönlichen Begegnung, wie sie mir eigentlich vorschwebte und wie sie in manchen schönen Augenblicken sich ergab, überwiegend, wenn das Band nicht lief, unterwegs oder beim Essen; es ist aber doch aufs ganze gesehen auch nicht so neutral, nicht so sehr das Rollenspiel vor unsichtbaren Zuhörern, wie die meisten Interviews oder zu wissenschaftlichen Zwecken vorgenommenen Befragungen. Persönliche Neigungen und Empfindlichkeiten einerseits, durch die äußere Veranlassung gegebenes Rollenverhalten andererseits, sind bald mehr, bald weniger bestimmend.

Beim Ausschreiben der Bänder hab ich natürlich mich oft genug geärgert über versäumte Fragen, oder schiefe, an der Sache vorbei gestellte – sei es aus Man-

gel an Geistesgegenwart, aus Scheu, mich zu exponieren, oder aus Befangenheit in meiner Sicht der Dinge, aus der heraus ich Antworten vorwegnahm oder als selbstverständlich voraussetzte, zuweilen vielleicht sogar meinem »nachgiebigen« Gegenüber suggerierte. Rückfragen, Berichtigungen, stellt man oft zurück, um nicht unterbrechen zu müssen, vergißt sie dann, oder es liegt anderes augenblicklich näher. Andererseits sind der Befangenheit und dem Bestreben, aus ihr heraus zu einem Einvernehmen zu gelangen, insistierende Wiederholungen zuzuschreiben, die mitunter die Geduld des Partners arg strapazierten. Die Absicht, daß ich mir jeweils die Ausbeute eines Tages anhörte, um auf Versäumtes zurückkommen, Mißverständnisse zurecht-rücken, flexibler, spezifischer insistieren zu können, war, von Stichproben abgesehen, nicht durchführ-bar.

Wohl hatte ich bemerkt, aber damals nicht deutlich und einsichtig genug, daß manche kritischen Einwände gegen das Werk den Autor als solche gegen seine Person verletzten. Darüber sich zu verwundern oder gar ihm daraus einen Vorwurf zu machen, von »Narzißmus« daherzureden, ist aber, gelinde gesagt, unangemessen; es ergibt sich mehr oder weniger zwangsläufig aus seinem Selbstverständnis als Schriftsteller: als eines, der immer »aufs Ganze« geht. »Was ich schreibe, ist ja nur meine geformte Existenz« (S. 247). »Nur« meint hier: alles, »ganz Ich« (S. 246); es ist die Essenz der im Alltag auch immer wieder zufälligen und zerstreuten Person. Wie also sollte Kritik daran nicht persönlich genommen werden? Ich wundere mich im Gegenteil jetzt über die Langmut und Selbstentäußerung, hie und da, am Tonfall spürbar, auch Selbstbeherrschung: Auswirkung

von Güte und des Bestrebens, auf den andern einzugehen, Geduld mit ihm zu haben, vielleicht doch sich ihm noch verständlich zu machen; auch Einsicht eigener Grenzen, eigener Bedingtheit: »Selbstkritik« (S. 226f). So ist mir im nachhinein erst das im Grunde Unpassende von die Interpretation des Werks betreffenden Fragen und entsprechenden Einwänden klar geworden. Wohl steht der Text, vom Autor in die Öffentlichkeit entlassen, auch und sogar primär in anderen Bezügen (zur Welt jedes einzelnen Lesers, zur geschichtlichen (Un-)Wirklichkeit als derjenigen des Autors ebenso wie der potentiellen Leser, zu vorgängiger und gleichzeitiger Literatur und Kunst, Begriffen derselben usf.); für ihn aber, wenn er nicht belletristisch verpackt ein »Thema« abhandelt, ist der Bezug zu seiner Person der entscheidende. Die Auseinandersetzung mit jenen andern Gegebenheiten ist darin aufgehoben; er leistet sie nicht explizit reflektierend – allenfalls beiläufig auch –, sondern implizit, unwillkürlich, durch sein Schreiben, in der genauen und gewissenhaften Realisierung seines Entwurfs. Was er aus sich »hervorgekehrt« hat (S. 43), mit ihm auf die Voraussetzungen, auf den Stellenwert in jenen andern Bezügen zu befragen, mutet ihm zu, daß er dem sozusagen als neutraler Dritter gegenüberträte; es rührt an den Quell und die Energien seines Schaffens. Naturgemäß weicht er davor zurück, macht Ausflüchte und setzt auch entschieden sich zur Wehr (am heftigsten bezeichnenderweise gegen das Fragen nach der »Leere« als dem »Urheben«). So gesehen, ist wirklich das äußerste an ihm möglicher Distanzierung und Relativierung die Vorstellung, »daß es bei vielen Menschen so ist, daß sie an dem, was ich tu, nur studieren können, was sie selber sind und wo sie widersprechen können« (S. 247),

und daß er solchen Widerspruch, wo er nicht oberflächlichem Vorurteil oder persönlicher Gehässigkeit entspringt, interessiert zur Kenntnis nimmt.

Umgekehrt kann und will ich, als Leser, Widerspruch gegen die »Sache« zwar nicht zurückhalten, wo ich ihn von meinem Standpunkt, von den Bedingungen meiner Existenz aus für begründet halte, kann mir aber doch vorstellen, wie sie, als mit äußerster Gewissenhaftigkeit geformte, die notwendige und insofern der Kritik entzogene Manifestation der Person ist. Diese zwiefache Sicht ist so lange verwirrend, als ich mir nicht ihre Unvermeidlichkeit deutlich vor Augen halte: daß die Zuneigung zu der »Sache« als »geformter Existenz« in ihrem So-und-nicht-anders-Sein Widerspruch gegen sie als in vom Autor unabhängigen Bezügen stehende nicht ausschließt, und umgekehrt. Freilich ist das eine vom andern doch nicht ganz zu trennen, indem Widerspruch gegen Aspekte der Sache in der Tat auch Momente der »unbewußten Weltsicht« (S. 247) der Person mit betrifft. Dieser Rest aber ist nichts anderes als die Differenz, mit der jeder Versuch einer persönlichen Verständigung umzugehen hat; sie läßt sich, wo sie nicht dominant wird, herausstellen, ohne daß die vorgängige und grundierende Sympathie und Anerkennung im ganzen fraglich würde. Unter dieser Voraussetzung ist Widerspruch für den Autor, aufs ganze gesehen, akzeptabel, sogar erwünscht, und muß ihn nicht zum Verstummen bringen. Ich denke jetzt, nachdem ich mir die Gespräche wieder vergegenwärtigt habe, daß auch er immer wieder das Bestehen dieser Voraussetzung oder seinen Entschluß, ihr Vorhandensein mir zuzubilligen, das heißt, ein nicht durch zweifelhafte Augenblicke zu erschütterndes Vertrauen, sich in Erin-

nerung rufen mußte. So, aufgrund der gegenseitigen Anerkennung, konnte über Differenzen, Unverständnis und Mißverständnis im einzelnen hinweg doch eine Verständigung immer wieder stattfinden beziehungsweise als unterschwellige beibehalten werden. Oft haben dann auch schiefe Fragen und Einwände indirekt Aufschlußreiches im mäandernden Verlauf einer Antwort oder Gegenrede provoziert, und sei es nur, daß grundsätzliche, die Beziehung zwischen Autor und Leser betreffende Fragen, wie ich sie eben angedeutet habe, kenntlich wurden. Das nimmt der Selbstkritik, als der Kritik auch des ersten Lesers, ihren Stachel. Zu bereuen ist (fast) nichts; »es hat sich so ergeben«.

Peter Handke schien anzunehmen, daß manches weggelassen würde. Ich mochte mich aber gegenüber doch immer auch persönlichen Äußerungen nicht in die Lage versetzen, entscheiden zu müssen, was wichtig oder unwichtig sei. Abgesehen von allenfalls wenige Zeilen ausmachenden Wiederholungen, habe ich nur zwei größere Kürzungen vorgenommen, und zwar in Fällen, wo offensichtlich Ermüdung den Faden der Rede zerfaserte. Ebenso wenig mochte und konnte ich seinem Wunsch entsprechen, seine »seltsam spirale Sprechart« (S. 28) zu normalisieren, zu ›korrekten‹ Sätzen und Satzfolgen umzuschreiben. Ausgeprägte Eigenart ist stets dem Genormten vorzuziehen. Handkes »Sprechart« ist nicht ungeschickte Verpackung, deren Inhalt, gefällig eingewickelt, noch der selbe wäre; sie gehört ihrerseits ›zur Sache‹, ist Ausdruck der Person und hat demnach ihre eigene Gesetzlichkeit. Es ist nicht ein deduzierendes, klassifizierendes, veräußertes Sprechen; seine Bewegung ist überwiegend assoziativ, es ist pro-

zessual, an die Spontaneität des Subjekts gebunden: hervorsprudelnd aus dessen lebendiger Mitte, mühsam sich vortastend zu empfundenen Sachverhalten, zuweilen auch, wenn da Widerstände waren, ein Drumherum- und Daherreden, beschwichtigend und beschwörend. Sich selber immer voraus, kann es unversehens die Richtung wechseln: Ein Satzglied erhält im Fortgang einen andern Stellenwert; der angefangene Satz wird abgebrochen, aus anderer Richtung ein Neuansatz unternommen; gelegentlich verwirrt sich die Syntax unter dem Andrang der Assoziationen. Daraus entstehen dann nicht festumrissene Sachverhalte, sondern aus Bruchstücken zusammenwachsende, auf Vorsprachliches hin, welches das Gesagte als immer Vorläufiges erscheinen läßt, geöffnete. Regelmäßige Korrektur hätte das Prozeßhafte mehr oder weniger erstarren lassen zu Aussagen mit dem falschen Schein der Eindeutigkeit und des Definitiven, deren Folge nicht mehr die Kohärenz der spontanen Rede hätte haben können. Viel Unwägbares mußte ohnehin dadurch verlorengehen, daß Tonfall, Lautstärke, Sprechtempo usf. nicht wiederzugeben sind, die auch auf vorbegriffliche Weise das Verständnis leiten, dem Gefühl unmißverständlich bedeuten können, was aus dem notierten Wort bestenfalls zu erraten ist: Was kann nur – um ein ganz einfaches Beispiel zu nennen – das Wörtchen »Ja« alles bedeuten! Zustimmung, Vorbehalt, Abwägen, je nachdem, wie es ausgesprochen wird.

Entgegen Handkes Anweisung also war ich aus allen diesen Gründen bemüht, seine »Sprechart« möglichst genau wiederzugeben, freilich der Mahnung eingedenk, sie nicht zu sehr auszuspielen (S. 29). Ich habe unregelmäßige Syntax, abgebrochene Satzanfänge,

Wortwiederholungen usf. beibehalten, wo sie mir die Aussage zu nuancieren und zu differenzieren, auf irrationale Weise zusätzlich zu charakterisieren schienen, und ich habe überall da behutsam geglättet, wo bloße Versprecher vorlagen, wo Müdigkeit, nachlassende Konzentration zu Neuansätzen, Wiederholungen, syntaktischem Sich-Verhaspeln führten, zudem in wenigen Fällen, wo syntaktische Brüche, Sprünge, Drehungen, Wucherungen in der schriftlichen Umsetzung allzu unübersichtlich geworden wären. So ist auch die Interpunktion das Ergebnis von Kompromissen: In üblicher Weise gebraucht, zwingt sie den durch innere Impulse gesteuerten Fluß der Rede in ein System logischer Gliederung; mein Bestreben war, durch zuweilen unübliche oder auch regelwidrige Zeichensetzung, nach Möglichkeit außerdem etwas vom Rhythmus der gesprochenen Rede zu bewahren. Das waren alles immer wieder Entscheide nach Ermessen, nach Gefühl und Gespür, rücksichtslos reglementierendem Eingriff jedoch unbedingt vorzuziehen. Um der Einheitlichkeit willen und weil ja unter Umständen ein korrektes Satzgefüge, in dem die Akzente anders verteilt sind, auch eine andere Replik oder Antwort hätte zur Folge haben können, hab ich auch meinen Text nur geglättet und etwas zurechtgerückt, nicht durchgehend normalisiert.

Es sei noch angemerkt, daß keinerlei Vorverständigung über Themen und Gesprächsverlauf stattgefunden hat, und daß Peter Handke darauf verzichtete, in die schriftliche Fixierung vor der Veröffentlichung Einblick zu nehmen.

Im August 1986

H. G.

Zu Werken Peter Handkes angegebene Seitenzahlen beziehen sich auf die Taschenbuch-Ausgaben im Suhrkamp Verlag. Ausgenommen:

Das Gewicht der Welt. Salzburg 1977; *Der Chinese des Schmerzes*. Frankfurt 1983; *Prometheus, gefesselt*. Frankfurt 1986.

Verwendete Abkürzungen:

LH	Langsame Heimkehr
LSV	Die Lehre der Sainte-Victoire
GW	Das Gewicht der Welt
GB	Die Geschichte des Bleistifts
PhW	Phantasien der Wiederholung

MITTWOCH, 9.4.1986

Am Morgen des 9. April 1986, es war ein außergewöhnlich warmer Föhntag, traf ich Peter Handke vor dem von ihm bewohnten Haus auf dem Mönchsberg. Er führte mich zuerst auf die Zinne des Turmes, von wo man über den südlichen Teil Salzburgs, in die Ebene hinaus und auf die Berge, das Untersbergmassiv und den Staufen, blickt. Ich fragte ihn nach dem Morzger Wald, dessen südlicher Ausläufer sichtbar war, und nach der Wohngegend Losers aus *Der Chinese des Schmerzes*. Ob mich diese Schauplätze interessierten, fragte er, und darauf bezog sich dann meine erste Frage, als wir unten, an dem kleinen, vor dem Ziehbrunnen in den Baumschatten gestellten Tischchen saßen und ich mir endlich den unvermeidlichen, damit das Spiel gespielt werden konnte unvermeidlichen Ruck gegeben hatte, das Tonband einzuschalten. Wir bedauerten, daß die Stimmen der Buchfinken und Meisen nicht aufs Papier zu übertragen seien; ein wenig lächerlich kam es mir dann im Verlauf des Gesprächs immer wieder vor, in das Konzert hinein eine Frage zu stellen. Ich erzählte von einem viele Jahre zurückliegenden Besuch bei Thomas Bernhard, daß er mich ungefragt zu der Praxis des Advokaten Moro (aus *Ungenach*) in Gmunden führte und mir die paar vom Borkenkäfer befallenen Bäume am Rande eines seiner Grundstücke zeigte, die er zum Wald des Generals in *Die Jagdgesellschaft* ausphantasiierte. Ob er, Handke, auf die Schauplätze nicht so großen Wert lege?

H. Mir sind sie schon wichtig, die Schauplätze. Aber ich denke, wenn ich den andern auf die Orte hinweise,

wird er sich eher verwirrt fühlen, wird es vielleicht auch als Wichtigtuerei ansehen. Ich bin mir schon immer bewußt, wenn ich vorbeigehe. Dann denk ich zum Beispiel an die Stelle, wo der Steinwurf war, denk ich immer. (*Der Chinese des Schmerzes*).

G. Ist das da vorne, in dem Hohlweg?

H. Ja, da ist auch ein übertünchtes Hakenkreuz, da kann man noch sehen, wo ich selber so einen felsgrauen Spray gekauft hab und das übersprüht hab. Ich denk immer dran im Vorbeigehen, oder fast immer. Beiläufig oder ausdrücklich.

G. Ich hab so ein weißes Kreuz, normales Kreuz gesehen heute morgen, an einer Buche da vorne.

H. Ah da gibts viele Bäume hier, das sind aber ... ich weiß nicht, was für Leute das sind: die sich vielleicht der Greenpeace-Bewegung nahefühlen und das mißverstehen und da weiße Kreuze auf gleich welchen Baum, ob der nun gesund oder krank ist, spraysen. Ich find das ziemlich jämmerlich, daß man durch Zeichen die Natur verstellt, ohne sie überhaupt erst einmal anzuschauen, nur weil man denkt, es ist alles am Sterben, ohne sich überhaupt zu vergewissern. Haben Sie gesehen? Fast jeder Baum hat so ein weißes Kreuz.

G. Ich hab nur eins gesehen.

H. Unten an der Salzach die Platanen und die Kastanien, und hier oben gleich welcher Baum das ist. Haben sie sich halt einmal eine abenteuerliche Nacht gemacht, ein paar Gestalten, und sind mit der Spraydose über den Berg gegangen und haben gedacht, sie machen eine gute Tat. Und alle Leute, die nicht so genau hinschauen, denken, diese Bäume sind zum Tod verurteilt, oder die sind im Sterben. Haben die einfach nur Kreuze drauf gemacht. Ich bin oft gefragt worden: Ach, dieser Baum

stirbt also auch? Es gibt ja gar kein richtiges Augenmerk oft auf die Dinge, sondern die Leute sehen nur die Zeichen und denken: Aha, der muß gefällt werden. Nun ist das vielleicht ein paar Jahre her, und diese Spray-Kreuze werden durch den Regen doch allmählich verwittert, so daß man sie nicht mehr so sieht.

G. Und der Baum wird überleben?

H. Ja, das weiß ich nicht. Es waren ja keine kranken. Vielleicht war dieser und jener krank. Man hat ja jetzt auch in der Hellbrunner Allee Bäume gefällt, die nur ganz leicht krank waren, und als man sie gefällt hatte, ganz alte Bäume, jahrhundertealte Bäume, hat man gemerkt, daß die eigentlich leicht zu retten gewesen wären. Da sieht man jetzt überall so Baumstümpfe, und sieht bei den Jahresringen, daß die in Ordnung waren. Das ist eine seltsame Hysterie.

G. Man hat sie gefällt wegen ein paar äußerlichen Krankheitssymptomen?

H. Ja, genau. Man hat sich gar nicht überzeugt, wie das Innere eines Baumes beschaffen ist. Das ist ein Jammer, das sind zwei-, dreihundert Jahre alte Bäume, die hätten sicher noch hundert oder zweihundert Jahre gelebt.

G. Und das Hakenkreuz, das hats also wirklich gegeben?

H. Viele. Es gibt auf dem ganzen Mönchsberg, ich kann Ihnen jede einzelne Stelle zeigen, wo es immer noch Hakenkreuze gibt. Ein paar, wie gesagt, die hab ich übersprayt, aber das ist auch nicht so schön, weil man die Felsfarbe ja nicht richtig erwischt. Als ich einmal das gemacht hab – da gehen tagsüber viele Leute spazieren –, haben die sich ordentlich aufgeregt: Das dürfen Sie doch nicht, da eingreifen, in die Sachen, die Ihnen nicht zustehen. Die haben richtig gelästert, daß

die Hakenkreuze wegkommen. Mir-war's allerdings unerträglich, das zu sehen, jeden Tag da vorbeizugehen und das sehen zu müssen. Ich hab gedacht: Warum macht das niemand von der Stadt, von der Verwaltung? Dann hab ich halt selber das gemacht.

G. Die Leute haben nicht begriffen, daß Sie nicht einfach den Felsen besprayen, sondern Hakenkreuze auswischen?

H. Die haben auch gar nicht gesehen, was ich da tu, die haben nur jemanden gesehen, der da auf den Felsen sprayt, das Hakenkreuz, das sehen die ja gar nicht.

G. Sie haben es ihnen nicht erklärt?

H. Ach nein, ich gerat dann sofort in so eine Wut, daß ich es gar nicht erklären kann.

G. Aber jemanden, der das drauf gesprayed hat, haben Sie nicht gesehen, in actu?

H. Das möchte ich gern einmal. Ich hab einmal so ein Hakenkreuz dann erlebt, das ganz frisch war, wo man noch die Farbe auf die Finger bekommen hat, als mans berührt hat, und da... den wollt ich schon erwischen. Da war dann aber niemand zu finden. (*Lacht*).

G. Was hätten Sie dann getan?

H. Ja, ich hätt dann schon... weiß ich. Ich hätt dann halt irgendwie – wie sagt man dann vor Gericht, wenn man sich entschuldigen will? – ...ich hätt den zur Rede gestellt, euphemistisch gesagt. Ja, in dem Moment war ich schon leicht zu allem fähig. –

Ich könnt Ihnen schon viele viele Stellen zeigen, die sozusagen – wie Sie von Thomas Bernhard sagten – da vorkommen und diejenigen Stellen sind. Aber man hat so eine Scheu, weil man denkt, ein Buch ist ein Buch und ein Ort ist ein Ort. Im Buch sind die Orte für den Leser immer anders und auch weiter und auch fruchtba-

rer, als wenn man ihn da hinführt und sagt, wie bei einer Wallfahrt oder wie bei einer Sightseeing-Tour sagt, das ist der Baum oder... ich hab da eine Scheu. Jeder hat, wenn er irgendwas gelesen hat, das Bild in sich, und dann freut er sich an dem Bild. Der Anlaß ist dann immer enttäuschend, und auch lästig eher. – Oder er findet es selber, der Leser macht sich selber auf die Spur und geht dem nach. Aber wenn der Autor ihn jetzt da hinführt oder irgend ein Nachkömmling des Autors, in der Art eines Fremdenführers...ich glaub, das geht nicht.

G. Der Ort ist aber doch bei Ihnen wichtiger als bei Thomas Bernhard.

H. Ja, ich bin ein Orts-Schriftsteller, bin das auch immer gewesen. Für mich sind die Orte ja die Räume, die Begrenzungen, die erst die Erlebnisse hervorbringen. Mein Ausgangspunkt ist ja nie eine Geschichte oder ein Ereignis, ein Vorfall, sondern immer ein Ort. Ich möcht den Ort nicht beschreiben, sondern erzählen. Das ist meine größte Lust. Es kann auch nur ein Fluß sein, oder der Schnee, wie er fällt in einem bestimmten Garten oder an einem bestimmten Baum vorbei, an einer bestimmten Art von Rinde vorbei, und das gibt mir halt die Lust, da anzufangen. Ich sag jetzt ›anzufangen‹ statt schreiben. Und daß dann ab und zu sich diese Erzählungen, wo nichts ist, so schließen zu Vorfällen, das ist halt leider nicht zu vermeiden; ich hätt's gern ohne: ohne Steinwurf in der Geschichte vom Chinesen.

G. Ich hätt das Buch auch lieber ohne.

H. Ja aber da treffen Sie bei mir auf ein offenes Ohr, Herr Gamper. Aber es geht nicht ohne. Ich hab *Langsame Heimkehr* geschrieben, hab gedacht, ich schreib